

»Glück gehabt!«

Dr. agr. Erich Geiersberger



Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by
Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the
Deutsche Nationalbibliografie;
detailed bibliographic data
are available in the internet at <http://dnb.ddb.de>

Dr. agr. Erich Geiersberger - „Glück gehabt!“
© Copyright 2006. Alle Rechte beim Autor.

Verlag: Edition Zeitkritik
ISBN 3-937082-50-6

Herstellung & Vertrieb: KASTNER AG – das medienhaus
Schlosshof 2–6, 85283 Wolnzach
Tel.: 0 84 42 / 92 53-0
Fax: 0 84 42 / 22 89
E-Mail: verlag@kastner.de
Internet: www.kastner.de

Dr. agr. Erich Geiersberger
„Glück gehabt!“

Erfinder und Gründer der Maschinenringe
(Maschinenbank)

Glück gehabt!

Denn wer hat heute schon noch das Glück, als 10. von 12 Kindern geboren zu werden?

Und wer hatte – damals – das Glück, im ersten Lebensjahr auch noch eine schwere Rachitis zu überleben?

Ich selbst erfuhr es auch erst 22 Jahre später, als ich mir einbildete, ab 1948 Landwirtschaft studieren zu müssen.

Meine Eltern hatten ihre spärlichen Ersparnisse aufgebraucht, weil mein Vater, nach einem Jahr Haft und zwei Jahren Berufsverbot, gerade anfangen durfte, noch drei Jahre, bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1951, wieder Lehrer zu sein.

Er hatte das Pech gehabt, auch von 1933 bis 1945 Volksschullehrer gewesen zu sein.

Und als „Mädchen für alles“, was zu jener Zeit die Dorfschullehrer an ein- bzw. zweiklassigen Schulen alle waren, hatte er neben vielen Pöstchen nun auch noch die der NSDAP („Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei“, nach dem Krieg kurz „Nazipartei“ genannt) dazu bekommen.

Wenn eine der zahlreichen Sammlungen „befohlen“ wurde, oder Bombengeschädigte aus den Großstädten untergebracht werden mussten, war es seine Aufgabe, das zu organisieren.

Doch mein Vater „ordnete“ nie etwas an, sondern bettelte bei den Bauern, die noch eine Stube oder ein Zimmer frei hatten, sie möchten doch so hilfreich sein, diese armen Menschen, die alles verloren hätten, bei sich aufzunehmen.

Mein Vater war ein mehr kontemplativer Mensch.

Und als er nach dem Krieg ein Jahr mit dem Ortsgruppenleiter der NSDAP, der nun wieder „nur“ Maurer war und dem NS-Propagandaleiter, dem Totengräber des Dorfes, in Moosburg inhaftiert war, genoss er dieses Jahr des Nichtstuns. Schließlich hatte er nebenbei auch noch elf Kinder großgezogen und jahrzehntelang vier Klassen in einem Raum unterrichtet!

Als ihn einer der Mitinhaftierten, für die er deren Gesuche um Entlassung immer schreiben musste, drängte, doch auch für sich einmal einen solchen Antrag zu stellen, denn er wäre ja nun wirklich kein Nazi gewesen, soll er geantwortet haben:

„Die haben mich eingesperrt, die sollen schauen, wie sie mich da wieder rausbringen.“

Da ich als Einziger von sechs Brüdern noch studieren konnte und wollte – der älteste, Hanns, war 1941 in Griechenland gefallen, der Zweitälteste, Pepp, 1940 in Holland, der Dritte, Fritz, kam erst nach zwei Jahren russischer Gefangenschaft heim, der Vierte, Alfons, ist immer noch vermisst und Hubert, 1944 Oberschenkelamputiert, war inzwischen Buchbinder geworden – bat ich zwei Onkel um ein Darlehen, um von den Eltern nun nicht auch noch Geld nehmen zu müssen.

Nachdem mir der Pfarronkel in Burghausen, Dr. Fritz Leeb, später Stiftsdekan in Altötting, und dort in der Gruft der Pfarrkirche beigesetzt, ein 30-DM-Darlehen im Monat zugesagt hatte, fuhr ich zum anderen Bruder meiner Mutter, der Arzt in Pocking war. Und zu meiner Verblüffung antwortete der auf meine Bitte: „Das tue ich gerne, denn ich habe noch etwas gut zu machen an dir!“

Auf meine verblüffte Frage, was er denn an mir gut zu machen hätte, wo er mir doch zur Firmung eine Armbanduhr geschenkt hatte – und ich zeigte sie ihm – erklärte er mir: „Als dich deine Mutter als Säugling mit deiner schweren Rachitis zu mir brachte, dachte ich mir: ‚Mein Gott, Theres, wirf ihn doch weg, hast doch schon Neune! Doch um sie zu beruhigen, legte ich dich einfach unter die Höhensonne, die damals gerade bei uns Ärzten in Mode gekommen war.‘

Und später habe ich der Literatur entnommen, dass das richtig war!“

Als ich meine zweitgeborene Schwester Paula, die am 22.9.2005 ihren 90. Geburtstag feierte, fragte, ob sie sich, als damals Elfjährige, daran erinnern könne, sagte sie: „Und ob!“ Die Mutter wäre damals viele Wochen mit mir in Pocking geblieben. Und sie, als Elfjährige, und die älteste Schwester Thea, als Dreizehnjährige, hätten viele Wochen den Haushalt daheim zu meistern gehabt.

Es sei eine schreckliche Zeit gewesen!

Doch „erfolgsverwöhnt“ wurde ich schon, noch nicht einmal zehnjährig, nach der Devise, „früh übt sich, wer ein Meister werden will“. Und das kam so:

Mein erstes Ehrenamt war, wie es sich für einen katholischen Lausbuben gehört, „Ministrant“. Denn 50 Pfennige pro Monat hätten noch nicht einmal als Schmerzensgeld dafür gereicht, fast täglich in Rotatemessen, das sind die Adventsmessen, ministrieren zu müssen. Sie fanden in der ganzen Adventszeit, jeden Werktag um sechs Uhr früh, in der damals ungeheizten Kirche statt.

Und als Ministranten waren, ausnahmslos, auch wir sechs „Lehrerbuben“ tätig.

Da mein Heimatdorf, Taubenbach bei Simbach am Inn, damals vorrangig aus weit verstreuten Weilern und Einödhöfen bestand, waren vor sechs Uhr früh noch keine Pferde mit Schneepflügen unterwegs.

Da die Ministranten, soweit sie aus solchen Höfen stammten, deshalb im Schnee stecken geblieben wären, den es damals wirklich noch öfter und reichlicher gab als heute, blieben sie lieber gleich im Bett.

Also klopfte die Pfarrersköchin, wenn zehn Minuten vor sechs Uhr noch keiner der Ministranten gekommen war, die „Dienst“ gehabt hätten, bei uns an, die wir keinen Dienst gehabt hatten, um schnell (!) als Ersatz einzuspringen.

Das hieß: Raus aus dem warmen Bett, rein in die Kleidung und im Laufschrift über den Dorfplatz in die Kirche:

Da war es in so einer „Roratemesse“, auf blanken Steinplatten kniend, eiskalt.

Am Sonntag begann das Hochamt Punkt acht Uhr. Da der fast siebzig Meter hohe, mit Tuffstein verkleidete Turm samt Kirche an einem Hang steht, befindet sich die Sakristei, um von dort ebenerdig in die Kirche gehen zu können, im Untergeschoss des Turmes. In diesem Halb-Keller-Raum konnte man somit die Turmuhr in vierzig Meter Höhe nicht schlagen hören. Der Pfarrer war aber ein Pünktlichkeitsfanatiker und legte Wert darauf, Schlag acht, mit den Ministranten, nach Ziehen der Tür-glocke, den Kirchenraum zum Hochamt zu betreten.

Deshalb musste ein Ministrant, der an diesem Tag keinen Dienst hatte, eine Treppe höher, im Friedhof aufpassen, wann die Turmuhr schlug, und es im Laufschrift, treppab, melden.

Über diese Treppe kamen wir aber auch vom Lehrerhaus in die Sakristei. Und an einem für mich „dienstfreien Sonntag“ bummelte ich gerade gemütlich die Treppe herunter, als mich der Herr Pfarrer aufgeregt fragte, ob die Uhr schon geschlagen habe. Als Antwort auf meine Antwort, dass ich das nicht wisse, erhielt ich eine schallende Ohrfeige von ihm, weil er mich für den „Aufpasser“ gehalten hatte.

Als er auch nach dem Gottesdienst, als das Missverständnis aufgeklärt worden war, es nicht der Mühe Wert fand, sich bei mir zu entschuldigen, organisierte ich meinen ersten Streik und schaffte es, dass wirklich alle Ministranten mitmachten.

Erst als Vorsitzender des Bayerischen Journalistenverbandes, über 40 Jahre später, musste ich zu meinem zweiten Streik fast gezwungen werden, den ich schließlich, lustlos, im Gegensatz zum ersten, ausrief.

Wenn nämlich intelligente Menschen, wie Journalisten und Verleger, die des Lesens, Schreibens und besonders des Rechnens kundig sind, zu Streiks Zuflucht nehmen müssen, stimmt etwas – noch – nicht in unserer modernen Gesellschaft. Beschämend ist es auf jeden Fall. Doch das nur nebenbei.

Mein erster Streik jedoch war voller Würde und tiefer Wirkung. Nachdem in der darauf folgenden Woche eine Beerdigung, eine Taufe und eine Hochzeit ohne Ministranten stattfinden mussten – was bei uns Streikenden zu erheblichen Verdienstaussfällen führte, weil Trinkgelder bei solchen Anlässen oft höher waren als der monatliche „Ehrensold“ – sah sich der Herr Pfarrer veranlasst, meinen Vater um Vermittlung zu bitten.

Denn das Hochamt am Sonntag, nur mit Mesner und Pfarrersköchin, ohne Ministranten, konnte er sich nicht vorstellen.

Doch mein Vater, der wie alle Lehrer zur damaligen Zeit, im Dorf hinter dem Pfarrer die zweite Geige zu spielen hatte, sah sich trotzdem „zu dieser Vermittlung“ außerstande.

„Was ist da schon dabei, wenn Sie sich beim Erich entschuldigen?“, erlauschte ich an der Tür seine mutige Gegenfrage an den Herrn Pfarrer, auf dessen Wunsch, er möge auf mich einwirken. Und flugs verließ ich meinen Lauscherposten, um meinem, mich kurz darauf rufenden Vater, aus dem Schuppen antworten zu können: „Was gibt es denn? Ich komme schon.“

Er war sehr stolz auf mich – und ich nicht minder auf ihn –, als sich der Herr Pfarrer bei seinem Jüngsten, noch nicht zehn Jahre alten Sohn, gacksend entschuldigen musste. Und das Hochamt fand am nächsten Tag wieder mit Glanz und Gloria statt.

Und wir Ministranten hatten ein vollkommen neues Wertgefühl entdeckt, besonders die, die eine Woche lang weiche Knie gehabt hatten:

Doch wir waren nicht dem schnöden Mammon erlegen und hatten erstmals erlebt, wie stark gemeinsames Handeln machen kann, auch und gerade wenn es nicht um Geld geht.

Wer zur damaligen Zeit auf eine weiterführende Schule gehen wollte, hatte es schwer, wenn es eine solche in Tagespendlerentfernung nicht gab. Denn Internate waren teuer und der Übertritt von einer zwei oder gar nur einklassigen Volksschule bedurfte meist einer Vorbereitung.

Algasing bei Dorfen im Landkreis Erding war eine solche „Hilfsschule“ für einige meiner Brüder gewesen. Man trat, von Taubenbach aus, entweder nach der vierten Klasse in das Gymnasium der Salesianer und deren Schülerheim nach Burghausen über, wie meine Brüder Hans und Hubert, oder nach der 6. Klasse in das deutsche Gymnasium, damals Aufbauschule genannt, mit Schülerheim in Straubing, wie meine beiden Brüder Pepp und Fritz.

Ich war bereits vor dem Abschluss der 6. Volksschulklasse in Taubenbach und mein Vater war mein Lehrer. Doch niemand kümmerte sich um mich, denn ich hätte schon vor vier Wochen zur Aufnahmeprüfung in der Aufbauschule Straubing angemeldet werden müssen. Was mich damals natürlich nicht kümmerte!

Da kam mein Bruder Pepp, der gerade dort das Abitur bestanden hatte, heim. Er hatte sich freiwillig zu den Fallschirmjägern gemeldet und musste acht Tage später seinen Dienst in Stendal antreten. Da vier Tage später die Aufnahmeprüfung in Straubing begann, wollte er mich, natürlich per Bahn, mitnehmen um mich am Bahnhof in Straubing meinem Bruder Fritz zu übergeben, der noch Schule hatte, weil das Abitur ja immer vor Trimesterende stattfand.

Als er erfuhr, dass ich überhaupt nicht angemeldet worden sei, nahm er mich bei der Hand und ging mit mir zum Wirt, wo das „öffentliche Telefon“ für Taubenbach an der Wand hing. Er kurbelte von Hand das Postamt in Tann an und ließ sich mit der Aufbauschule in Straubing verbinden, um den Direktor zu sprechen. Mir gab er den Hörer zum Mithören, der an der Wand hing, so dass ich heute das Gespräch noch wiedergeben kann, als ob es gestern geführt worden wäre.

Der Direktor brach, ob der Zumutung, mich noch zur Aufnahmeprüfung zuzulassen, fast in Tränen aus. Doch die Begründung meines Bruders, dass man einem Kind doch nicht die Versäumnisse der Eltern anlasten dürfe, erweichten ihn schließlich zur Zusage: „In Gottes Namen, dannnehmens'n halt mit!“ habe ich ein Leben lang nicht vergessen.

Doch noch war es nicht so weit, denn mich hatte ja niemand vorbereitet, wie meine Brüder, die ich bis heute alle für klüger gehalten habe als mich.

Hätte mich Pepp damals nicht, wirklich in letzter Minute, angemeldet und mitgenommen, hätte ich, wenn überhaupt, erst ein Jahr später angefangen. Das heißt, was heute niemand mehr weiß, ich wäre schon ein Jahr

vor dem Abitur eingezogen worden und hätte nur einen „Vorsemester-
vermerk“ bekommen. Das hieß, ich hätte nach dem Krieg noch ein Jahr
Gymnasium und das Abitur nachmachen müssen, was die meisten sich
dann nicht mehr zutrauten, wie sich später herausstellte.

So aber erhielt ich ohne Abitur den „Reifevermerk“, weil ich schon kurz
vor dem Abitur stand, als ich zum Militär eingezogen wurde. Dieser
Reifevermerk berechtigte mich, ohne weitere Prüfungen, nach dem Krieg
zur Aufnahme eines Studiums. Man musste nur im ersten Semester z.B.
„Deutsch“ zusätzlich belegen, was bei mir wieder zu einem der „drei
Glücksfälle mit tragischem Hintergrund“ führte, denen ich ein eigenes
Kapitel widme, wie auch „Viermal ‚fast‘ tot in vier Wochen“.

Mein Bruder Pepp übergab mich also zwei Tage vor Beginn der Auf-
nahmeprüfung am Bahnhof Straubing meinem Bruder Fritz. Schlafen
konnte ich im frei gewordenen Zimmer von Pepp, der, wie ich später
auch, das letzte Jahr privat wohnen durfte, und sein Zimmer noch nicht
weitervermietet worden war.

Und Fritz führte mich, um mir die Zeit zu vertreiben, in den ersten
Tonfilm meines Lebens mit „Pat und Patachon“, zwei dänische Humoristen,
die damals sehr berühmt waren. Eine Szene hat mich so beeindruckt, dass
sie mir, aus mir bis heute unerschlossenen Gründen, jahrzehntelang, aber in
grausiger Abart, nämlich in Todesträumen, immer wieder erschienen ist.

Pat und Patachon waren in irgendein Haus in den Keller eingedrungen
und von dort, über die Kellertreppe, die mit einer unverschlossenen Fall-
türe in der Speisekammer endete (wie in der Lehrerwohnung in Tauben-
bach), in die Wohnung zu gelangen. Der Erste drückte diese Falltüre hoch
und ließ sie beim Verlassen der Treppe unachtsam hinter sich fallen. Dabei
fiel sie dem Zweiten mit solcher Wucht auf den Kopf, dass dieser die
Holztüre durchschlug. Die Türe war zu, doch der Kopf war oben und der
Körper des Zweiten noch im Keller. Da er trotz verzweifelter Versuche
weder den Kopf durch die Türe zurück, noch den Körper mit der Türe
nach oben schieben konnte, rief er verzweifelt um Hilfe. Da drehte sich
der Erste um, stellte sich breitbeinig so über den Kopf auf die geschlosse-
ne Türe, dass er, sich bückend, mit beiden Händen den Kopf hochziehen
konnte, wobei der Hals immer länger wurde. Dann ließ er den Kopf los
und der sauste mit seinem, wie ein Gummiseil, zurückschnellenden Hals
durch die Holztüre zurück. Dann verließ der Erste gemächlich die
Falltüre, bückte sich, öffnete sie und hielt sie fest, bis der Zweite, wim-

Dr. agr. Erich Geiersberger ist Erfinder und Begründer der ›Maschinenbank‹ (Maschinenring), das ist Management zur Ermöglichung der Einkommens-Kombination für alle Landwirte, als Alternative zur hoch subventionierten Agrarpolitik des ›Wachsen oder Weichen‹.

Der Umsatz betrug 2004 allein in Deutschland 741 Mio. €; davon in Bayern 336 Mio. €.

